

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage  
zur  
Deutschen Rundschau

Nr. 218.

Bromberg, den 21. September 1930.

## Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröder.

Copyright by (Urheberrecht für) Hanskatteische Verlagsanstalt A. G., Hamburg.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Den Frieders kennen lernen! Mutter, wenn du wüßtest!

„Dazu ist Zeit nach der Heuernte. Noch acht Tage, dann sind wir fertig, und wenn es durchaus sein muß, dann fahre nachher.“

Die Bäuerin ist zu klug, die Sache auf die Spitze zu treiben. Das müßte den Mann mißtrauisch machen. Aber sie wird morgen wieder davon reden und — wird ihr Ziel erreichen; denn morgen darf die Sehnsucht gut und gern ein Stück größer sein.

„Schlaf gut, Vater.“

„Du auch, Mutter.“

Und kurz darauf schläft die Frau tief und fest. Sie hat sich in schlichtem Sinn mit einem kurzen Gebet geholfen, und es war ihr nicht schwer, da sie den Sohn nicht in körperlicher Not suchte, für die seelische aber vertraute, daß auch Rudolf den alten Bauernweg zu finden wissen werde.

Der Mann aber stand wieder bis an den Hals in seiner Not. Verstummt das Lied der gesegneten Felder, versiegt des befruchtenden Regens silberne Melodie, ausgelöscht der seine Hauch auf den Ähren. Die Nacht regiert und mit ihr die Not, die gesteigert wird durch das Erbarmen mit seinem Weibe. Und alles um ein unbedachtes Wort und eine lächerliche Empfindlichkeit. Es ist zwar nicht zu glauben, aber in der Nacht ist der Hohlofner dicht daran, sich umzukrempeln, und das wäre ein Jammer.

Er schläft ein paar kurze Stunden, ist vor der Sonne auf den Beinen, und im Morgenlicht wird er langsam wieder er selbst. Am Kreuzwege steht das Mariete und wartet auf die Leute vom Hohlofenhofe, die Arbeit nimmt Leib und Seele gefangen, und — gegen zehn kommt der Briefträger aus dem Tale herauf und schwenkt schon von weitem einen Brief. Der Bauer muß sich Gewalt antun, um nicht das Arbeitsgerät hinzuwerten und über die Wiese zu rennen. Er schickt einen kurzen Blick zum Mariete, die auch aufmerksam geworden ist, und wartet, bis der Mann heran kommt.

„Morgen, Leberecht.“

„Morgen, Hohlofner. Da. — Für dich ist auch einer dabei, Mariete.“ Der Briefträger kramt in seiner Tasche und reicht dem Mädchen einen Brief.

Der Bauer nickt dem Briefträger zu: „Trink ein Glas Bier auf meine Rechnung. Ich mach's glatt mit dem Wirte“, und, als der Postbote weitergeht, dem Mariete zunickend: „Komm.“

Sie schreiten miteinander auf den Holunderbusch zu, Korn zieht umständlich das Taschenmesser, indes das Mariete seinen Brief kurzerhand aufreißt. Sie ist mitten im Lesen, ehe der Hohlofner noch begonnen hat; er sieht,

wie ihr die Tränen in die Augen schießen, wie sie erblaßt und ihr die Hände zittern, aber er tut, als entginge ihm das alles, vertieft sich in sein Schreiben, richtet, als er zu Ende ist, den Blick auf das Mariete: „Ich — hab's gewußt.“

Da fließen die Tränen stärker aus den Mädchenaugen. Der Bauer aber beruhigt sie: „Daß das Flennen. Es ist ja nun alles gut.“

„Aber wie schwer muß das dem Rudolf geworden sein!“

„Wird ihm auch jetzt noch nit ganz leicht werden, aber er lebt und ist gesund. Das andre findet sich. So viel weiß ich: Dem reichen Manne darf er den Kutscher nit machen. So weit darf er's nit treiben. — Komm, wir wollen weitermachen.“

Es leidet aber den Hohlofner nicht lange bei seiner Arbeit. Er denkt an seine Frau, und obwohl sie nichts weiß, war ihre Sehnsucht doch nicht von ungefähr, und er mußte ihr helfen.

„Jesses“, sagte der Mann, als erschrak er, „der Fleischer wollte ja heute um zehn kommen. Er will den roten Stier holen. Das muß ich selber mit ihm ausmachen.“

Er sticht den Rechenstiel in die Erde. „In einer reichlichen Stunde bin ich wieder da.“

Damit schreitet er langbeinig über die Wiese dem Dorfe zu.

Die Hohlofnerin war zwar heute kaum unruhiger als gestern, aber sie wußte, daß sie unbedingt zu dem Sohne mußte und zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie ihre Worte sehen müsse, um hin zu kommen.

Da knarrte das Posthorn. Ihr Mann schritt über das Pflaster.

Mitina Korn erschrak. Der Vater kam um die Zeit von der Wiese? Das war nicht von ungefähr.

„Da, Mutter“, sagte der Bauer und reichte ihr den Brief. „Jetzt wissen wir, warum er nit geschrieben hat. — Du siehst ja richtig schlecht aus! Fehlt dir etwas?“

„Nein, ich war nur erschrocken, als ich dich über den Hof kommen sah.“

„Was ist denn da zu erschrecken?“

„Von ungefähr kommst du nit um die Zeit.“

„Ah so. Ist ja auch nit von ungefähr. Wies. Das Mariete hat auch einen Brief gekriegt und wird dasselbe drin stehen. Ist aber nit mit dem Rudolf. Der ist gesund.“

Wieder holte sich die Bäuerin die Brille aus dem Topfbrette, setzte sich hinter den Tisch und las. Scheinbar um sich derweile zu beschäftigen, griff der Bauer nach den Zeitungen. Er las aber nicht darin, sondern warf immer nur einen Blick auf das Datum und legte das Blatt beiseite. Die Nummer, die er suchte, fand er nicht. Da suchte er ein zweites Mal und war eben beim dritten Male, als seine Frau den Brief auf den Tisch legte. „Daß nur, Vater. Das Blatt ist nit mehr da“, sagte sie mit schwingender Stimme.

Der Bauer sah sein Weib betroffen an. „Was denn, Mutter? Welches Blatt?“

Unter Tränen lächelnd nickte ihm die Frau zu und langte nach seiner Hand. „Daß gut sein, Vater, ich habe das Blatt schon gestern abend verbrannt.“



„Mutter!“

„Wir haben es halt beide gewußt und haben es eines vor dem andern nit Wort haben wollen.“

Da war der Bauer ganz still, und seine Augen ruhten lange auf dem Gesicht seiner Frau.

Die stand wieder mit beiden Beinen fest auf der Erde. „Das hat niemand wissen können, daß es so kommen würde. Ich denke, der Rudolf klettert schon wieder drüben hinauf.“

„Drüben hinauf?“ fragte der Bauer verwundert.

Beise lächelnd erklärte ihm die Frau, wie sie sich das innerlich zurechtgelegt habe. Des Mannes Blick hing an ihrem Gesicht, und er schüttelte einmal über das andere den Kopf.

„Wann willst du denn nun hinsfahren?“ fragte er.

„Jetzt brennt's damit nit mehr. Du siehst ja, daß er schreibt, wenn etwa eins einmal käme, dann sollte es nit in das große Haus kommen, sondern zu dem Frieders seiner Frau gehen. Er will's nit haben, daß wir ihn da sehen, und ich kann das gut begreifen. Ich will ihm schreiben, und er kann es der Frau sagen.“

„Ist recht, Mutter. Aber schreib ihm gleich mit, daß ich das nit litte, daß er den Kutscher macht.“

„Das will ich ihm lieber sagen, aber, Vater, ich glaube nit, daß da viel zu machen ist, wenn er das will.“

Da brauste der Hohlflüner wieder auf. „Darüber ist nit zu reden. Das ist eine Schande vor dem Dorfe, und das kommt auf mich. Wenn die Leute das hören, dann ist's aus mit dem ganzen Schwindel.“

Die Bäuerin lächelte abermals. „Mit gleich wieder oben hinaus, Vater. Der Rudolf wird mit sich reden lassen. — Ob ich das Marietele mitnehme? — Nein, das mache ich nit. Es ist besser, ich rede allein mit ihm.“

Die Bäuerin hatte einen Haufen Strümpfe neben sich liegen. Sie war eben dabei gewesen, für die nächste Wäsche zu rüsten. „Vater“, wandte sie sich wieder an ihren Mann, „ich gehe einen Strumpf von dir irre. Ich habe alles durchgesehen, aber ich kann ihn nit finden. Wo hast du denn den hingebacht?“

Der Bauer machte ein harmloses Gesicht, und nicht einmal ein Mundwinkel zuckte. „Wie soll ich denn wissen, wo der Strumpf ist? Das ist doch nit meine Sache.“

Diesmal täuschte er seine Frau wirklich. Sie kramte abermals und schüttelte den Kopf über ihr erfolgloses Suchen.

Der Bauer aber war inzwischen hinauf in die Schlafkammer gegangen. Da stand seine Truhe, und in der wahrte er das eingehende Geld. Er hob den Deckel, suchte in der Geldtasche, nahm einen größeren Schein heraus und schloß die Truhe wieder. Dann ging er an sein Bett, langte tief hinein in das Stroh und — brachte den fehlenden Strumpf herauf.

Der war zwar nicht bis obenan gefüllt, aber es war bereits ein ansehnlicher, schwerer Klumpen, der sich in ihm ballte. Heinrich Korn war der sparsamste Mann im Dorfe geworden und täuschte sich vor, die Sparsamkeit an die Stelle früherer Verschwendungsucht gesetzt zu haben. Danach hätte der Bauer einstmals ein wüster Verschwender sein müssen. Dabei hatte er sich in Wirklichkeit zwar nicht versagt, wonach es den heiteren, lebensstüchtigen Mann verlangte, und das ging nicht über bescheidene häuerliche Ansprüche hinaus, aber er hatte niemals verschwendet.

Aber so war der pudelnärrische Mann. Seine Frau hatte ihn gestern gefragt, ob er an dem schönen Abend nicht noch auf einen Sprung ins Wirtshaus gehen wolle. Die Frage war nicht unangebracht. Er ging seit einiger Zeit fast jeden Abend — hinter das Wirtshaus. Die Bäuerin wunderte sich zwar darüber, daß er jetzt so oft ausging, aber sie entschuldigte es gern mit der Tagesarbeit in heißer Sonne, die Durst macht, und damit, daß der Mann wahrscheinlich immer ein Stück innere Unruhe hinunterspülen müsse. Niemals kam er spät heim, niemals auch nur angeheitert.

Dabei aber warteten die Nachbarn seit Wochen vergeblich auf ihn, rieten hin und her, schüttelten die Köpfe und langsam kam das Fundament ins Wanken, das der Hohlflüner seinerzeit im Wirtshausgarten an dem Sonntagsnachmittag flug erbaut hatte. Die Einigkeit zwischen Vater und Sohn war am Ende doch nicht gar so groß gewesen, Rudolfs Weggang in die Stadt eher unter Zwang als freiwillig geschehen, der ganze, gut klingende Er-

ziehungspan eine Ausrede des Hohlflüners, der den Leuten wieder einmal Sand in die Augen streute.

Heinrich Korn sparte. Es ging gerade jetzt wenig Geld in der Wirtschaft ein, und obwohl es nicht schwer war, bei dem oder jenem Verkaufe seiner Frau die Summe ein wenig niedriger zu nennen, so fleckte es doch nicht recht. Also mußte sich der Mann auf den Verschwender hinauspielen. Er hatte sich das schon an dem Montagmorgen zurechtgelegt, als Rudolf nach der Stadt ging, aber er hatte dazumal in Gedanken viel mehr Spaß daran gehabt, als ihm jetzt die Wirklichkeit bereitete. Überhaupt: Jux schien bei der ganzen Sache nicht mehr herauszuspringen. Es kamen Tage, an denen er gar nicht der alte Hohlflüner war, und wenn das etwa für immer so werden sollte, dann wollte er wahrhaftig lieber den Spott des ganzen Dorfes auf sich nehmen und wieder der freie, necklustige Mann sein, als sie alle hinter die Fichte zu führen und selber als einer übrig zu bleiben, der, je länger je mehr, den anderen gleich ward und schließlich als eine Art Widuwilds Vater die Pfeife mit dem Bierfläschengummi in den Mund steckte.

„Dunnerslichting“, grollte Korn, riß den Strumpf auf, schob den Schein hinein und verbarg den Klumpen wieder im Bettstroh.

Dann trat er an das Fenster und wollte eben wieder hinabgehen, als er seine Frau die Treppe heraufkommen hörte. Da riß er rasch die Schranktür auf und warf einen Haufen Wäsche neben sich.

Er heuchelte Überraschung, als ihm die Frau zurief: „Was soll denn das wieder sein, Vater? Du schmeißt mir ja die ganze Wäsche durcheinander.“

„Ich hab dir schon zehnmal gesagt, du sollst meine Schnupftücher obendrauf legen.“

Ein Griff der Bäuerin in den Haufen. „Da liegen sie doch. Laß andermal die Finger von den Dingen, die du nit verstehst. Sag's mir, wenn du was brauchst. Jetzt habe ich wieder eine Viertelstunde Arbeit. Wie sieht das Zeug aus!“

Da lachte der Mann und tätschelte seiner Frau den breiten Rücken. „Nit immer gleich schimpfen, Mutter. — Ich geh jetzt wieder auf die Wiese. Schick ein bißel mehr Fleisch mit wie die letzten Male. Ich werde überhaupt nit mehr richtig satt.“

„Darum schickt ihr jedesmal die Hälfte wieder heim.“

„Heute bleibt nit übrig, verlaß dich drauf.“

Unterwegs traf der Hohlflüner den Wirt. Sie gingen ein Ende Weges miteinander, und der alte Freund fraate, ob denn Heinrich Korn ein Einsiedler geworden sei.

Der zog die Stirn in Falten. „Das nit, aber man ist ja am Abend wie erschlagen. Der Rudolf fehlt mir doch in der Arbeit.“

„Dann mach ein Ende, hol ihn wieder.“

„Du bist nit gescheit! Er hat doch kaum angefangen, und die Schule ist noch lang.“

„Heinrich“, der Wirt warf ihm einen vielsagenden Seitenblick zu, „die Leute fangen an zu tuscheln, daß das mit der Lehrzeit am Ende doch nit ganz stimmt.“

„Soll's mir einer sagen, dann wird er die richtige Antwort schon kriegen.“

„Sie werden sich den Deibel tun. Du kannst grob werden.“

„Nann ich! — Was soll ich denn im Wirtshause, wo der Ender das Wort hat?“

„Dat er gar nit. Erstens kommt er selten, zweitens sitzt er ganz still und sagt nit. Der arme Kerl hat seine Sorgen. Das Hagelwetter! Und im Stalle hat er egal Unglück, und krank ist er auch. — Gestern abend hättest du dabei sein müssen. Ich habe die Nacht nur zwei Stunden geschlafen. Als' ob Pech an den Stühlen geklebt hätte!“

Der Wirt lächelte über den lustigen Abend, und der Hohlflüner lächelte auch. „Wenn ich das gewußt hätte, dann wäre ich eingekehrt. Vorbeigegangen bin ich.“

Sie trennten sich am Kreuzwege. Der Hohlflüner ging der Trubichswiese zu und überlegte, daß es klüger sei, dann und wann wieder einmal in das Wirtshaus zu gehen, nicht immer nur daran vorbeizugehen. Er hatte es in den letzten Wochen so gehalten, daß er zwar ausging, aber durch die Felder schlenderte und dann anderen Tages das doppelte dessen in den Sparstrumpf steckte, das er nach seiner Schätzung verzehrt haben würde. Heute fand er das dumm. Es fleckte nicht.



Um das, was das Mariele brauchte, zusammenzubringen, mußte er anders aufplästern. Der Bauer spitzte den Mund zum Pfeifen. Daß nur erst die Ernte kommen. Außerdem wird noch vor Weihnachten das Holz am Dreieck geschlagen. Das soll fluschen!

(Fortsetzung folgt.)

## Tausend Kilometer die Weichsel hinab.

### Eine Ferienfahrt Thorner Ruderer.

V.

Am andern Morgen bei kräftigem Rückenwind um 7 Uhr im Boot. Vor uns waren schon ein Herren- und ein Damenvierer aufgebrochen, die wir aber noch vor Dobrzyn überholten.

Hier ist der Fluß nun schon besser reguliert und wird auch durch die hohen Ufer mehr im Zaum gehalten. Gleich nach 12 Uhr hatten wir das uns schon gut bekannte Wloclawek erreicht, von wo wir uns telefonisch in Thorn anmeldeten und uns unzählige „Berliner Weiße“ nach dem heimatischen Bootshaus bestellten. Eine Mittagspause wurde durch strammes Ziehen am Skull ersetzt: ein richtiger Steuermann muß neben dem Steuern auch Mittag essen können — notfalls sich auch rasieren!

Einen schüchternen Versuch, den Rückenwind zum Segeln zu benutzen, gaben wir bald wieder auf: es schaffte nicht genug.

Bobrowniki, Nieszawa sind uns von unsern Thorner Sonntagsfahrten her schon gut bekannt. Bald kommen nun die „Weißen Berge“ und gleich hinter Schllino an der früheren deutsch-russischen Grenze sehen wir weit vor uns die Thorner Höhen. Hier an dem uns altvertrauten Fahrwasser können wir erst recht erkennen, wie stark das Wasser in der Zeit unserer Abwesenheit gefallen ist.

Und dann saßte uns noch einmal eine Gewitterbö mit kaltem Regen und starkem Gegenwind, sodaß wir uns schon statt der bestellten Weißen lieber einen Grog wünschten.

Um 7 Uhr fest am heimatischen Bootshaus, wo uns treue Vereinskameraden schon erwarteten. Kilometer 735.

Die nächste Etappe nach Graudenz beginnt am nächsten Morgen um 6 Uhr. Von hier konnte uns eigentlich nichts Überraschendes mehr begegnen: der Strom ist zahm und auch viel befahren, und Unterkunft wäre überall leicht zu haben gewesen. Bei Schullitz ein leichter Regen und dann wieder Sonne, Sonne!

Auffällig viele Reiher trafen wir auf diesem Stück unserer Fahrt. Rechts das schön gelegene alte Culm, dann links an der Schwarzwassermündung Schwetz und dann die steilen, zerfressenen Lehmufer.

In Graudenz Unterkunft beim dortigen Deutschen Ruderverein.

Kilometer 835.

Die auf 4 Uhr angelegte Abfahrt wird am andern Morgen durch ein starkes Gewitter fast um eine Stunde verzögert. Doch bei starkem Rückenwind holen wir das Versäumte bald wieder nach. Links ziehen Neuenburg und Mewe und rechts, weit entfernt das deutsche Marienwerder vorüber. Wie haben die Gründer dieser Städte es verstanden, sich Punkte auszuwählen, von denen die Gegend weithin beherrscht wird.

Bei Piekfel gehen wir durch die Rogatschleuse auf Danziger Gebiet über. Von nun an hört der Strom auf, den uns aber ein sehr kräftiger Rückenwind fördernd ersetzt. Bald ist das ehrwürdige Marienburg erreicht, von wo wir nach kurzer Rast beim dortigen Ruderverein weiter die Rogat hinabziehen bis nach dem kleinen Ort Einlage a. d. Rogat, wo wir bei lieben Verwandten die letzte Nacht zubringen.

Kilometer 927.

Der nächste Morgen bringt uns herrliches Wetter. Aber schon beim Einbiegen in die Elbinger Weichsel saßt uns ein übler Gegenwind, der uns auch dann auf der ganzen Fahrt bis Danzig tren entgegenstand. Wir hatten

uns den Abschluß unserer Fahrt eigentlich weniger mühsam gedacht: so wurde aber der Tag noch mit zu einem der anstrengendsten der ganzen Tour. Glücklicherweise trafen wir keine hohen Wellen beim Überqueren der Stromweichsel von der Schleuse bei Rotebude hinüber nach der Schleuse bei dem Danziger Einlage, denn oft steht hier bei etwas nördlichen Winden starke Dünung von See her hinein.

Eine Quelle reiner Freuden für den Ruderer im Sportboot sind auf Danziger Gewässern auch die vielen Ausflügler- und Schlepptampfer! Um 5 Uhr machten wir in Danzig am Klubhaus der „Viktoria“ fest und wünschten uns selbst mit kräftigem Handschlag Glück zur Vollendung dieser schönen Fahrt.

Eintausend und vier Kilometer weisen die amtlichen Kilometer tafeln aus.

— Schluß. —

## Der verlorene Schatten.

Skizze von Hans Soltan.

Heiß brannte die Sonne Turkestans vom wolkenlosen Himmel, aber das tat der Freude, mit der die Bewohner des innerasiatischen Dorfes ihr Erntefest feierten, nicht den geringsten Abbruch. Eine dichte, bunt gekleidete Menge drängte sich auf der kleinen Hochfläche unweit des Ortes, die seit alters als Festplatz diente. Zwischen russischen Siedlern bewegten sich einzelne Turkmenen in ihrer malerischen Tracht, hin und wieder tauchte ein schlüßängiges Kirgisengesicht auf. Die Balalaita wie die turkmenische Pfeife lieferten die Begleitmusik zu den schwermütigen Liedern und zu den wilden, ausgelassenen Tänzen. Daneben wurde eifrig dem Wodka zugesprochen, unter dessen Einfluß bald die Stimmung aufs höchste gestiegen war.

Einer der Lustigsten war Wladimir Iwanowitsch Trepoff, der reichste Bauer der Gegend Unermüdlieh drehte er sich mit den übrigen im Kreise; schließlich, als eine Pause eintrat, führte er den Genossen allein einen Tanz aus seiner weißrussischen Heimat vor, eine Art Krakowiak mit seinen wilden Rhythmen.

Plötzlich — der Tänzer hatte gerade die sandige Fläche mit einigen großen Sprüngen durchgemessen — blieb er mit entsetztem Gesicht wie angewurzelt stehen; zugleich erscholl aus der den Platz umgebenden Menge ein Aufschrei: „Seht, Wladimir Iwanowitsch hat seinen Schatten verloren!“ Dann tiefe Stille ringsum. Trepoff stand unbeweglich und starrte immer noch mit angstverzerrtem Gesicht nach der Ecke, die er eben verlassen hatte. In dem hellen Sande hob sich dort deutlich das Schattenbild eines Tänzers ab, in einer der charakteristischen Stellungen, die der Krakowiak mit sich bringt. Die Hacken auf dem Boden, mit auseinander gespreizten Beinen und gekreuzten Armen, so war auf dem Boden der Schatten des Tänzers zurückgeblieben, obwohl dieser sich schon reichlich ein Dutzend Schritte davon entfernt hatte. Ein neuer Aufschrei Trepoffs: „Ich habe meinen Schatten verloren. Ich muß sterben!“ Schon hatte er den Kreis der eben noch so Fröhlichen durchbrochen und war in dem zerklüfteten Gelände verschwunden. Tags darauf fand man seine zerschmetterte Leiche in einer der Schluchten, an denen das Land so reich ist —

„Was halten Sie von dieser Geschichte mit Trepoff?“ fragte am Abend des nächsten Tages Herbert Berkefeld, ein junger, am Ban der turkistanisch-sibirischen Bahn beschäftigter deutscher Ingenieur, seinen älteren Kollegen Brathmann, mit dem er beim Abendessen zusammenaß.

„Ich steige da auch noch nicht recht durch“, meinte nachdenklich der andere. „Sie wissen, ich bin schon einige Jahre hier im Bunde, spreche leidlich russisch und turkmenisch und habe mich nun mal ein wenig danach umgehört, was es mit diesem verlorenen Schatten auf sich hat. Selbst ganz vernünftige Leute behaupten, die Erscheinung beobachtet zu haben, meist auf dem Platze, wo gestern das Fest stattfand; und stets sei dem Betreffenden ein Unglück zugefallen.“

„An der Erscheinung selbst ist kein Zweifel“, unterbrach Berkefeld seinen Kollegen. „Ich war selbst gestern draußen auf dem Platze und habe mit eigenen Augen gesehen, wie



Trepoffs Schatten plötzlich auf dem Erdboden abgezeichnet zurückblieb. Es sah wirklich ein bißchen unheimlich aus. Daß man im Volke Aberglauben damit verbindet, ist kein Wunder."

"Nun, irgendwie wird sich diese rätselhafte Erscheinung schon erklären lassen", meinte bedächtig der Ältere. "Mich selbst interessiert der Fall, und ich hätte Lust, der Sache auf den Grund zu gehen. Wenn's Ihnen recht ist, Berkefeld, gehen wir beide übermorgen am Sonntag mal hinaus und suchen dem Geheimnis auf die Spur zu kommen."

"Natürlich, ich bin gern dabei", war die Antwort, und die Angelegenheit war für den Abend damit abgetan —

Ein kaum viertelstündiger Marsch brachte die beiden Ingenieure am nächsten Sonntag zum Festplatz. Es war eine nicht sehr große, völlig ebene Hochfläche, fast ohne jeden Pflanzenwuchs. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, so daß sich die Schatten der beiden Deutschen in dem feinen, weißen Sande deutlich abzeichneten. Natürlich achteten sie hierauf ganz besonders, aber nichts Auffälliges war zu entdecken. Sie durchschritten den Platz nach allen Richtungen, doch ihre Schatten folgten ihnen in gewohnter Art.

"Ich glaube, es hat keinen Zweck, daß wir hier noch länger in der Hitze herumlaufen", meinte schließlich Berkefeld. "Wir finden doch nichts."

"Ja, Sie haben recht", entgegnete Brathmann, indem er nachdenklich einen Augenblick stehen blieb, „aber komisch bleibt die Geschichte doch. Warum verlor Trepoff seinen Schatten und wir nicht?“ Damit folgte er seinem vorausgeschrittenen Gefährten.

Dieser hatte sich nach ihm umgedreht und stieß jetzt einen Ruf der Überraschung aus: „Aber Sie haben ihn ja auch verloren, Brathmann. Sehen Sie doch dort!“

In der Tat, an der Stelle, wo der andere eben einen Augenblick gestanden, zeigte sich deutlich im weißen Sande noch das Schattenbild des in nachdenklicher Haltung Stehenden. Beide starrten bestürzt auf die seltsame Erscheinung, die allmählich verblaßte und dann ganz verschwand.

Brathmann dachte angestrengt nach. Dann kniete er plötzlich an der Stelle nieder, wo er seinen Schatten verloren hatte, ergriff eine Handvoll des feinen Sandes, roch daran, ging in die Mitte der kleinen Hochfläche, herob dort gleichfalls den Sand und wandte sich dann lächelnd seinem Gefährten zu: „Ich hab's, Berkefeld. Die Sache ist höchst einfach."

Brathmann nahm wieder eine Handvoll Sand auf und ließ den anderen daran riechen: „Nun, was ist das?“

„Petroleum!“ meinte dieser verblüfft.

„Ganz recht, Petroleum. Und das erklärt das Rätsel. Sehen Sie, diese Ecke des Platzes ist stark ölhaltig, der Sand geradezu damit getränkt. In der Hitze verdampft das Öl nun so schnell, daß man an der Oberfläche nichts davon bemerkt. Bleibt man aber einige Augenblicke an einer solchen Stelle stehen, so wird die Wirkung der Sonnenstrahlen ausgeschaltet, das Öl färbt den Sand dunkel, und zwar gerade so weit, wie der Schatten fällt. Das ist alles."

„Weiß der Himmel, Sie haben recht, Brathmann. Nun, da wir eine natürliche Erklärung gefunden haben, brauchen Sie auch keine nachteiligen Folgen von dem Verlust Ihres Schattens zu befürchten."

„Das hätte ich auch dann nicht, wenn wir nichts entdeckt hätten“, lachte Brathmann. „Schließlich bin ich ja nicht ganz so abergläubisch wie das Volk hier. Und nur wegen dieses Aberglaubens stößt denen, die ihren Schatten verloren haben, auch stets ein Unglück zu.“

Ich schlief und träumte,  
das Leben wäre Freude.  
Ich erwachte und sah,  
das Leben war Pflicht.  
Ich handelte, und siehe,  
die Pflicht war Freude.

Alter Spruch.

## Wie alt wird ein Zeppelin?

Von Hans G. Reinisch.

Seit dem Bau des ersten Zeppelin-Luftschiffes sind eine ganze Reihe von Jahren verflossen, in denen immer wieder neue Luftschiffe gebaut worden sind. Das Zeppelin-Luftschiff L. Z. 127 hat etwa 73 Ahnen, von denen nur noch das nach Amerika ausgelieferte Schwesterluftschiff existiert. Wenn man bedenkt, daß in dem Zeitraum von etwa 25 Jahren annähernd 72 Zeppeline „das Zeitliche segneten“, könnte man zu der Annahme neigen, daß die Lebensdauer eines Luftschiffes nur sehr gering ist. Diese Annahme ist jedoch irrig. Wir dürfen nicht vergessen, daß besondere Umstände obwalteten, z. B. Unglücksfälle, dann der Krieg usw., die ein normales Ableben der Luftschiffe nicht gestatteten.

Um diese Tatsache näher zu belegen, wollen wir die Bilanz für sich selbst sprechen lassen und dann das Fazit ziehen. Von den „verstorbenen“ Zeppelinen kamen allein 24 durch Feuer um. Sie hatten ein Durchschnittsalter von etwa sechs Monaten, während denen sie etwa je 15 Flüge ausführten. Weitere 12 Luftschiffe des Zeppelintyps verbrannten infolge Explosion in einem Alter von durchschnittlich 7½ Monaten bei je 17 Flügen. 22 Luftschiffe „starben“ durch Wetterkatastrophen und andere ähnliche Umstände im Durchschnittsalter von sieben Monaten bei je zwölf Flügen. Fünf weitere Luftschiffe wurden nach 19 Monaten infolge Abnutzung des verwendeten Materials unbrauchbar. Jedes dieser Luftschiffe hatte etwa nur 36 Flüge hinter sich. Während des Waffenstillstandes wurde bekanntlich die Vereinbarung getroffen, daß die vorhandenen Luftschiffe in Deutschland — neun an der Zahl — abgerüstet werden mußten. Sie hatten je 16 Monate „gelebt“ und 21 Flüge erledigt.

Nach diesem kurzen Überblick kann der Schluß gezogen werden, daß die durchschnittliche Lebensdauer der bisherigen Zeppelin-Luftschiffe 18 Monate und 32 Fahrten beträgt! Das wäre im Verhältnis zu den aufgewendeten Baukosten recht wenig. Der neueste Stand der Technik gestattet jedoch eine weit höhere Ausnutzung der Luftschiffe. Es werden heutzutage bessere Materialien verwendet und abgenutzte Teile ausgewechselt. Auch die Bauart ist eine stabilere. So kann die Lebensdauer eines Luftschiffes heutzutage auf die zwei- bis dreifache Zeit veranschlagt werden.



\* **Polo, ein altes indisches Spiel.** Polo, das jetzt in Sportkreisen immer mehr Anhänger findet, ist erst im Jahre 1863 von Indien aus in England eingeführt worden. Es wurde zuerst „Hockey auf Ponies“ genannt und fand nur langsam Freunde. Es ist aber schon vor vielen Jahrhunderten im fernen Osten ein beliebtes Spiel gewesen, mit dem sich vor allem Fürsten die Zeit vertrieben. Wie ein Chronist erzählt, pflegte schon der große Akbar in dunklen Nächten Polo mit Bällen zu spielen, die durch eine Leuchtmasse kenntlich waren. Er pflegte außerdem Stöcke zu gebrauchen, die mit Knöpfen aus reinem Golde verziert waren. Diese Stöcke gab er dann seinen besiegten Gegnern als Andenken. Zweifellos taten sie in diesem Falle gern ihre Pflicht, sich besiegen zu lassen.



\* **Ein liebenswürdiger Gatte.** Sie: „Ach, es ist nur zu wahr: das Häßliche gesellt sich zu dem Schönen!“ — Er: „Alte, schmeichle mir nicht auf deine alten Tage!“

\* **Recht schmeichelt.** „Männchen, wenn ich dir täglich solch Mittagessen kochte, was kriegte ich da?“ — „Meine Lebensversicherung ausgezahlt.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seyfe; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann L. 3 o. v. beide in Bromberg.